

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 29. JUNI 1967

VERLAG RABER AG, LUZERN

135. JAHRGANG NR. 26

Was ist der Priester heute?

Abschiedsworte des Kardinalerzbischofs Feltin von Paris an seine Priester

Der frühere Erzbischof von Paris, Kardinal Maurice Feltin, hat vom 15. bis 22. September 1966 mit den Priestern seines Sprengels die geistlichen Übungen der jährlichen Exerzitien im Seminar Saint-Sulpice in Issy-les-Moulineaux (Seine) mitgemacht. Es war das letzte Mal, daß er diese Einkehrtage zusammen mit seinem Diözesanklerus verbrachte. Bei dieser Gelegenheit hielt er auch die gewohnte Ansprache an seine Priester, die zu einem Abschiedswort an seinen Klerus wurde. Die letzte Konferenz des greisen Oberhirten am Schlusse der Priesterexerzitien spiegelt gleichzeitig die Erfahrung von 57 Priesterjahren wider, von denen der Kardinal vier Jahrzehnte an der Spitze mehrerer Bistümer in Frankreich verbracht hatte. Inzwischen hat ihn Erzbischof Pierre Veuillot als Oberhirte von Paris abgelöst, dem Papst Paul VI. am vergangenen 26. Juni den Kardinalshut verliehen hat.

Wir haben die Ansprache Kardinal Feltins über die Aufgaben des Priesters in der Gegenwart eigens für die Zeit der Priesterweihen und Priesterjubiläen aufgehoben und bringen sie nachfolgend im vollen Wortlaut in deutscher Übertragung. Der französische Urtext ist veröffentlicht in «La Pensée catholique» Nr. 104—105 (Paris 1966), S. 5—17. J. B. V.

Meine Absicht ist nicht, euch Anweisungen für eine Diözesanpastoral zu geben. Diese Sorge überlasse ich meinem Nachfolger. Ich möchte in diesem Vortrag — es ist wohl der letzte, den ich euch halten darf — vielmehr das innerste Leben des Priesters ins Auge fassen, wie immer der Dienst sei, zu dem er berufen ist. Erwartet aber keinen Dogmatik- oder Moraltraktat und ebensowenig einen Kurs über Spiritualität. Ich will nur einige sehr schlichte Überlegungen vorlegen, die aus dem Werk «Der Priester und das Konzil», das ihr alle erhalten habt, hervorgegangen sind.

Ich möchte diese glücklichen Verfügungen noch vermehren, indem ich euch sehr schlicht und väterlich das Ergeb-

nis meiner Erfahrung in 57 Priesterjahren vorlege, von denen ich 40 als Bischof in verschiedenen Gebieten verbracht habe. Diese Überlegungen möchte ich unter drei Titel einordnen:

1. Der Priester ist ein Mann des Gebetes;
2. der Priester ist ein Mann, der Gott im Dienst der Kirche geweiht ist;
3. der Priester ist besonders heute ein Mann, der berufen ist, den Geist der Armut und den Sinn für Gemeinschaft zu bewahren.

I.

Der Priester ist ein Mann des Gebetes

Wir leben in einer vom Atheismus durchtränkten Welt. Durch verschiedene Einflüsse, die ich hier nicht untersuchen will, sind viele Menschen dazu gekommen, das Dasein Gottes in Zweifel zu ziehen. Vor allem erfolgt die menschliche Tätigkeit auf vielen Gebieten außer jeder Beziehung auf Gott und sein Wirken. Das Leben mancher Christen wird unter dem Einfluß dieser Umgebung ebenfalls immer mehr von der Materie beherrscht. Und diese praktische Gottlosigkeit droht auch unser Priesterleben zu beeinflussen, wenn wir sie nicht unablässig durch einen großen Glaubensgeist bekämpfen. Der Heilige Vater hat kürzlich seiner diesbezüglichen Beunruhigung Ausdruck verliehen.

Es geht für uns praktisch darum, ob unser ganzes Leben durch einen lebendigen Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist beherrscht wird. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit ist die Grundlage unseres ganzen Glaubens. Die Vaterschaft Gottes, die Menschwerdung und Erlösung, das Wirken des Heiligen Geistes und der Kirche ergeben sich daraus.

Wir müssen daher durch persönliches Gebet

1. unablässig unsern Glauben an Gott den Vater festigen.

Wir sind die Männer des Gebetes, die Leute Gottes und müssen es sein. Unser Beten ist ein Betrachten durch Christus, den wir darstellen.

Das Gemeinschaftsgebet ist sehr stark entfaltet worden. Das ist gut, da es der Ausdruck der christlichen Gemeinschaft ist, aber es genügt nicht. Ein Priester muß ein persönliches Gebet haben, muß beten, sich mit dem Vater schweigend, in der Einsamkeit und Ruhe unterhalten können, wie der Herr, der sich auf die Berge zurückzog, um die Nacht bei seinem Vater zu verbringen. Wir besitzen einige Beispiele dieses Betens Jesu zu seinem Vater, bei der Auferweckung des Lazarus, am Ölberg, auf dem Kreuz, und besonders das Gebet, das wir das hohepriesterliche Gebet nennen und das uns der hl. Johannes im 17. Kapitel seines Evangeliums berichtet.

Wir nähren unser persönliches Beten zum Vater durch das Brevier, das leider nicht mehr die Stellung besitzt, die es

AUS DEM INHALT:

Was ist der Priester heute?

Von 1500 Maturanten wurden nur 13 Weltpriester

*Zu einer Festgabe für Karl Barth
«Priester vor Hitlers Tribunalen»*

*Volksmission und missionarische
Gemeinschaftsseelsorge*

Ordinariat des Bistums Basel

*Polen erhielt einen zweiten
Kardinal*

*Seit 400 Jahren erstmals drei
Neupriester in Schweden*

sollte. Vielleicht war es früher, wenigstens für manchen, ein zu formalistisches Beten, aber es besaß immer den Sinn einer heiligen Pflicht, die man beim Subdiakonat übernommen hatte, und galt immer als offizielle Teilnahme am Gebet der Kirche. Noch vor wenigen Jahren hätte kein Priester, wenn er auch durch die Arbeit für das Apostolat noch so beschäftigt war, je eine kleine Hore ausgelassen. Was für Beispiele zum Teil heroischer Treue habe ich diesbezüglich gefunden!

Heute hat sich auf diesem Gebiet, obwohl die Kirche das Brevier erleichtert hat, ein gewisser Laxismus eingeschlichen. Das persönliche Gebet läuft daher Gefahr, nicht mehr durch die so bereichernde Lesung der Psalmen und anderer Schriftabschnitte genährt zu werden.

Wir werden dieses Gebet zum Vater dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir immer, welches auch unser Alter sein mag, eine Kindesseele bewahren. Ich erlaube mir, euch in diesem Punkt die Spiritualität der hl. Theresia vom Kinde Jesu zu empfehlen. Sie bewahrt in der priesterlichen Seele den Geist, den der Herr mit den Worten gelobt hat: «Wenn ihr nicht werdet wie diese Kleinen da, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.» Diese Geistigkeit nach Theresia legt uns im Geiste kindlicher Hingabe in die Hände des Vaters. Sie ist aber keine Belohnung für die Trägheit; es wird immer von uns persönliche Initiative und eigene Verantwortung verlangt, wenn wir sie auch gleichzeitig dem Willen unseres Vaters unterwerfen müssen, der im Himmel herrscht. — So dann müssen wir

2. unsern Glauben an die Person des menschengewordenen Wortes festigen.

In dieser Beziehung möchte ich vor allem von der Verehrung der Eucharistie zu euch sprechen. Sie ist unserem Priestertum wesentlich, denn am Tag unserer Priesterweihe erhielten wir den Auftrag, das Opfer darzubringen.

Man hat in den letzten Jahren die Messe sehr betont. Man hat große Fortschritte gemacht, um bei den Gläubigen größeres Verständnis und bessere Teilnahme zu erreichen und selber mehr Gewinn daraus zu schöpfen. Die Gemeinschaftsmesse erlebt heute großen Erfolg. Vergessen wir aber nicht, daß sie nicht die einzig gültige ist, wie manche anscheinend glauben, wenn sie nur mehr gemeinsam mit andern Priestern oder in Anwesenheit von Gläubigen Messe lesen wollen. Demgegenüber bleibt die Enzyklika «Mediator Dei» von 1947 gültig, und Paul VI. hat kürzlich wieder an den ganzen Wert der Privatmesse

erinnert, die man nicht unter verschiedenen Vorwänden vernachlässigen darf.

Die eucharistische Konzelebration erlaubt die sichtbare sakramentale Darstellung der Einheit des Priestertums und muß daher für den Priester Quelle einer Erneuerung der Bedeutung der Eucharistie als «Sakrament der Einheit» werden. Sie bildet aber weder in der Lehre noch für die Praxis einen Grund, kraft dessen man den Wert der Messe selbst ohne Teilnahme von Gläubigen bestreiten könnte.

Andererseits besteht ein wesentlicher Unterschied, ob ein Priester, gleichviel aus welchem Grund, an der von einem andern zelebrierten Messe teilnimmt, oder ob er sie selber feiert, indem er Brot und Wein konsekriert. Im einen Fall nimmt er durch seinen Glauben und seine Liebe wie ein einfacher Laie am sakramentalen Opfer des konsekrierenden Priesters teil, im andern vollzieht er selber das sakramentale Geheimnis, für das er berufen und geweiht worden ist, in seiner ganzen Fülle.

Ein Priester findet in Dogmatik und Spiritualität sehr ernstliche Gründe, um jeden Tag die Messe zu zelebrieren, da sein Priestertum ihn zur Ehre Gottes in den Dienst der ganzen Kirche stellt. Die Messe, die er feiert, ist das Opfer, das die Kirche Christi in Einheit versammelt, dem Herrn für das Heil Dank zu sagen, das er uns durch und in Christus gegeben hat. Die Messe ist die Tat höchsten Lobes.

Auch hier ist nach der Feier des heiligen Opfers ein persönliches Gebet unerlässlich. Die Danksagung nach der Messe ist zuweilen die einzige eucharistische Übung des Tages. Manche denken, die liturgischen Formeln, die im Verlauf des Opfers gesprochen werden, seien genügend. Doch unserer römischen Liturgie ist eine gewisse Trockenheit eigen. Wir haben nicht die Lyrik der orientalischen Liturgie, unsere Formeln sind oft zu knapp und nüchtern, um unser Herz zu wärmen und unsern Willen zu erleuchten. Eine Bemühung privater Frömmigkeit ist notwendig, um den Gemeinschaftsgeist, der in unsern liturgischen Formeln herrscht, zu ergänzen. Das ist übrigens auch der Grund, wieso es bei uns so viele außerliturgische Andachten gibt, die man nicht gar zu leicht übernehmen soll.

Ein Ausgleich läßt sich durch eine liebevolle Unterhaltung mit dem Herrn finden, der durch seine Eucharistie in uns zugegen ist. Jedermann hat seine Probleme, und der durch die Messe geheiligte Priester soll darüber nachdenken, um seine Pflichten auf sich nehmen und in die Wirklichkeit, ins konkrete Leben tragen zu können, was die Messe

in seinem Herzen gegenwärtig gemacht hat.

Wenn die Betrachtung vor der Messe, die immer sehr zu empfehlen ist, oft auf Schwierigkeiten stößt, so soll sie wenigstens durch eine gute Danksagung ersetzt werden. Es wird darin ein Akt der Anbetung und Liebe, ein Ausdruck der Dankbarkeit für alle erhaltenen Gnaden, eine Bitte und eine Erneuerung der Hingabe unseres ganzen priesterlichen Lebens zu finden sein.

In der Enzyklika «Mysterium fidei» bringt der Heilige Vater seine Beunruhigung über gewisse Gedankengänge und sprachliche Ausdrucksformen vor, welche die wirkliche Gegenwart auf ein Minimum zurückführen möchten. «Es ist nicht erlaubt, in der Praxis sich an die Meinung derer zu halten, die glauben, der Herr sei in den konsekrierten Hostien, die nach der Feier des Meßopfers übrig sind, nicht mehr zugegen.» Der Papst wünscht daher, «daß die Gläubigen es im Laufe des Tages nicht vernachlässigen, das heiligste Sakrament zu besuchen». Für den Priester gilt es erst recht, dieser Einladung getreulich Folge zu leisten.

Das Konzil von Trient sagt übrigens ausdrücklich: «Nach der Konsekration von Brot und Wein ist der Herr Jesus Christus, der wahre Gott und wahre Mensch, unter diesen sinnenfälligen Gestalten wirklich und wesentlich zugegen.» Das ist klar. Christus ist also im Tabernakel zugegen und die kleine Flamme, welche die Liturgie vorschreibt, bringt das Leben treffend zum Ausdruck, das dort wohnt.

Wenn dieser Glaube an die wirkliche Gegenwart schwindet, erleidet auch der Glaube an das Meßopfer eine Veränderung. Es ist wichtig, uns daran zu erinnern, daß die Verehrung des heiligsten Sakraments in enger Beziehung mit der Messe steht. Die im Tabernakel aufbewahrte Hostie ist der Leib Christi, der von einem Kranken oder bei einer späteren Eucharistiefeyer genossen wird. Sie ist gewissermaßen das dauernde Zeichen des heiligen Opfers. Wenn Christus uns einlädt, uns vor seinem Tabernakel einzufinden, will er von neuem in unsern Seelen geistig bewirken, was er durch die Kommunion bei der Messe sakramental wirkt. Er will uns mit dem vollkommenen Lob vereinigen, das er seinem Vater darbringt, und uns mit den Gedanken der Liebe erfüllen, die er bei seinem Tod am Kreuze für die Menschen gehegt hat.

«Wie hasse ich», sagte Pascal, «die Torheit, nicht an die Eucharistie zu glauben! Wenn das Evangelium wahr ist, wenn Jesus Christus Gott ist, was für Schwierigkeiten kann es da geben?»

Diese Gegenwart hat einem Pfarrer von Ars, einem Pater de Foucauld Kraft verliehen. Sie ist der Daseinsgrund für unsere Kirchen, während sie, besonders so kahl, wie man sie heute haben will, Gefahr laufen, nur noch Säle zu sein, die offen sind, wenn eine Messe gefeiert wird. Dann werden sie für unser eigenes inneres Leben und die Frömmigkeit der Gläubigen nicht mehr der Ort des Trostes sein, wo man mit dem Herrn Zweisprache halten kann.

Diese wirkliche Gegenwart ist zweifellos ein Geheimnis. Aber sie hat einem Thomas von Aquin den Anlaß geboten, uns die schönsten Gebetsformeln zu schenken. Man braucht nur das Offizium des Fronleichnamfestes zu lesen, um den Glauben und das Vertrauen auf die Gegenwart Jesu in seiner Eucharistie wieder zu erneuern.

Ich weiß, daß mehrere Priestergruppen ihr Oratorium mit der eucharistischen Gegenwart haben wollten. Das ist gut. Ich glaube aber, die Gläubigen haben es nötig, die Priester auch außer der Messe in der Kirche, vor dem Altar zu sehen, um wahrhaft sagen zu können: sie glauben daran.

3. Festigung unseres Glaubens an den Heiligen Geist

Er ist der «große Unbekannte», hat jemand gesagt, und es ist tatsächlich so. Wie oft haben wir als Seminaristen und später als Priester, wenn wir zu irgendeiner Aufgabe versammelt waren, am Anfang unserer Arbeiten das *Veni Sancte Spiritus* gebetet! Aber wieviel Gewohnheit lag in diesem Beten! Der Heilige Geist, der die Apostel am Pfingsttag umgewandelt hat, den wir bei der Firmung feierlich erhalten haben, der nach der ganzen Liturgie Licht und Kraft ist, hat in unserem Leben nicht die Stellung, die er haben sollte.

Wie wir im Hymnus der Terz beten, sollte er unser ganzes Leben durchdringen. Wir sagen ja: «Heiliger Geist, der Du mit dem Vater und dem Sohne eins bist, würdige dich, nun rasch in uns einzutreten. Breite dich in unserer Brust aus; Mund, Zunge, Seele, Verstand und Kraft mögen dein Lob erklingen lassen! Die Liebe möge in uns lohnen und ihre Glut unsere Nächsten entflammen.»

Wieviel bloße Gewohnheit auch in diesem Gebet! Wohl wissen wir, wie schwierig unsere Aufgabe ist, wie sehr wir jeden Tag vom Geiste Gottes Klarheit und die unerläßlichen Energien erhalten müssen, um unser Kreuz zu tragen, wie viele Stoßgebete wir sprechen, wieviel persönliche Anrufungen aus dem Grund unseres Herzens aufsteigen sollten. Fürchten wir aber nicht, wenn wir ihn zu eifrig anrufen, werde er zuviel

Von 1500 Maturanten wurden nur 13 Weltpriester

Im diesjährigen Fastenhirtenbrief hat Bischof Franz Sal. Zauner von Linz in Oberösterreich mit ernsten Worten auf den immer größer werdenden Priester-mangel in seinem Bistum hingewiesen. Auch für die Schweiz gelten ähnliche Feststellungen. Vor kurzem hat Bischof Franziskus von Streng an der Jahresversammlung des Schweizerischen katholischen Frauenbundes in Einsiedeln vor den anwesenden Frauen und Müttern vom beängstigenden Rückgang der Priesterberufe in seinem Sprengel gesprochen. Basel, das größte Bistum der Schweiz, zählt heute etwa 900 000 Seelen. Auf diese große Zahl von Katholiken trifft es heuer nur 14 Neupriester. Wohl ist der Durchschnitt etwas besser als im österreichischen Bistum Linz, das über eine Million Katholiken zählt und nur 13 Neupriester aufweist. Trotzdem mahnen die Worte des österreichischen Oberhirten auch bei uns zu einer ernsten Gewissensforschung. Bischof Zauner schreibt:

In der Diözese Linz werden in diesem Jahr 13 Weltpriester geweiht werden, so Gott den Segen dazu gibt. Von den jährlich 1500 männlichen Maturanten in Oberösterreich hatten also nur diese 13 den Mut und die Ausdauer, Weltpriester zu werden. Nicht viel anders wird es in den nächsten Jahren werden. Es wimmelt dagegen von anderen technischen und akademischen Berufen. Wenn nicht mehr junge Menschen den Weg zum Priestertum wagen, dann werden in 10 Jahren viele Pfarren unter 1000 Seelen keinen eigenen Pfarrer mehr haben können, und dies alles in einem Lande der Freiheit, während es in Polen und teilweise in Jugoslawien junge Priester genug gibt. Die Freiheit, sich für einen idealen Beruf zu entscheiden, wird also schlecht, ja sehr schlecht genützt. Ich stelle an die Familien die Frage: 11 000 männliche Geburten registrieren jedes Jahr die Standesämter. Ist es nicht möglich, daß von diesen Tausenden jedes Jahr um 10 mehr nach dem Priestertum streben, das allein unsere Gläubigen, die Familien, die Kinder und auch die Laienapostel nötig ha-

ben? Von den 13 Neupriestern ist nur einer aus der Stadt Linz und ein zweiter aus einem Industriegebiet, alle anderen sind vom Lande. Ich muß auch den gläubigen Menschen der Stadt und der Industriegebiete ein sehr ernstes Wort sagen. Die größeren Städte beherbergen mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung des Bundeslandes, in ihnen werden, der Besiedlung folgend, immer neue Kirchen gebaut. Die Städte stellen aber nicht viel mehr als 10 Prozent der Primizianten aus dem Priesterseminar. Dort, wo der Wohlstand am größten ist, wird der Ruf Gottes am wenigsten gehört.

«Was hat der Priesterstand noch für eine Bedeutung in solch gearteter Welt? Wer wird noch als junger Mensch ein Schiff besteigen, das aufgegeben wurde und das zum Untergang bestimmt ist? Die Welt verbaut der heutigen Jugend systematisch alle Wege zum Altar. Sie erzieht den jungen Menschen zum Egoisten, zum Mittelpunkt des Daseins. Wohlleben, Reichtum, Lebensstandard, Lust und Leidenschaft sind die einzigen Regulatoren des Berufslebens und der Berufswahl.

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß die Menschen von heute nicht mehr fähig sind, sich für dauernde Bindungen zu entscheiden. Sie haben Angst vor ihrer sittlichen und charakterlichen Ohnmacht. Man hat Angst vor den Ordensgelübden und vor dem Zölibat. Man traut sich nicht mehr. Man möchte alles auf Widerruf unternehmen. Herr, unsere Zeit lebt nicht mehr aus den großen Reserven christlichen Glaubens, christlicher Hoffnung und christlicher Liebe.» *

* Der von Bischof Zauner angeführte Abschnitt stammt aus einem Artikel des luxemburgischen Pfarrers Josef Busch «Herr, Dein Dienst ist nicht leicht» im «Österreichischen Klerus-Blatt», Nr. 13 vom 2. Juli 1966, Seite 158.

fordern? Und ist diese Furcht nicht die unbewußte Ursache, daß wir die Tätigkeit des Heiligen Geistes in unserm Leben zu oft vergessen?

Wie nun unser Glaube an die Heiligste Dreifaltigkeit gefestigt werden muß, so gilt auch, daß unser tägliches Beten sich an Maria wenden soll. Der Heilige Vater, der Maria zur «Mutter der Kirche» erklärt hat, ruft uns in Erinnerung, daß wir die Kinder der Gottesmutter sind und daß wir sie unter dem Titel «Mutter» jeden Tag anrufen sollen.

In den innern und äußern Schwierig-

keiten aller Art werden wir Sicherheit und Trost finden, wenn wir geistig und kindlich in den Armen Marias, unserer Mutter, Zuflucht suchen. Sie war am Pfingsttage im Abendmahlssaal zugegen; bei ihr fanden die Apostel den Abglanz der Seele Christi und mütterliche Zärtlichkeit. Ist sie nicht besser als irgendwer sonst imstande, uns in den Aufgaben unseres Dienstes zu führen, in unserem Herzen den Wunsch und das Sehnen nach der Einwohnung Christi in den Seelen wach zu erhalten und trotzdem das Vertrauen und die Ruhe nicht zu

verlieren, wenn unsere apostolischen Bemühungen nur langsam Erfolg finden oder mißlingen?

Die, welche das Glück besitzen, ihre Mutter noch hienieden zu haben, wissen, was sie zur Unterstützung ihres Priestertums alles von ihr erwarten dürfen. Die, welche sie vielleicht schon lange nicht mehr auf Erden besitzen, haben erfahren können, wie wohltuend es ist, zu Maria seine Zuflucht zu nehmen. Die Kirche verlangt ausdrücklich von uns, unsere Marienverehrung durch den täglichen Rosenkranz zu bezeugen. Hierin liegt tatsächlich eine ganz besondere Hilfsquelle vor.

Darf ich euch eine persönliche Erinnerung erzählen? Bei Priesterexerzitien in einer andern Diözese kam ein Priester, der äußerlich ein geordnetes Leben führte und in seiner Pfarrei als guter Priester galt, zu mir, um zu beichten. Es war lange seit der letzten Beicht und er hatte alle Übungen persönlicher Frömmigkeit unterlassen; nur die, welche sein Seelsorgsdienst verlangen konnte, hatte er beibehalten; doch fügte er hinzu: «Meinen Rosenkranz, den habe ich jeden Tag gebetet.» Er beichtete also; vierzehn Tage später starb er.

scheinbar bei bester Gesundheit, plötzlich an einer Herzkrise. Diese einfache Tatsache erinnert uns daran, daß wir uns im persönlichen Beten nicht nur an die Heiligste Dreifaltigkeit, sondern auch an unsere Mutter Maria wenden sollen.

Gleichzeitig sei euch in Erinnerung gerufen, daß es ohne den regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes kein wahres innerliches Priesterleben gibt. Ihr habt diesbezüglich Erleichterungen, welche die über die Pfarreien des Landes verstreuten Priester nicht besitzen; sie treffen nur selten mit ihren näheren Mitbrüdern zusammen und finden unter diesen nicht immer den gewünschten Beichtvater. Wenn sie hinsichtlich der Beicht eine gewisse Nachlässigkeit zeigen, so gibt es dafür zuweilen mildernde Umstände, die bei euch nicht vorhanden sind, da ihr alle Möglichkeiten besitzt, die geistige Dusche, die das Beichtsakrament darstellt, zu nehmen. Sie ist für die Festigung des Glaubens ebenso notwendig, wie die körperliche Dusche nicht nur für unsern Leib eine wohltuende Waschung ist, sondern ihn auch kräftigt. (Schluß folgt.)

(Für die «SKZ» aus dem Französischen übersetzt von P. H. P.)

Zu einer Festgabe für Karl Barth

Zu seinem 80. Geburtstag haben Freunde unter dem Titel «Parrhesia» Karl Barth «homini christiano, Verbi divini ministro, Ecclesiae doctori, Theologiae magistro, Amico consiliario consolatori» ein 723 Seiten umfassendes Buch gewidmet*. Die drei großen Themenkreise: die Freiheit des Wortes Gottes, Freiheit zur Antwort, Verantwortung in Freiheit, scheinen die Grundidee und die Richtung der Theologie von Barth zu erfassen. Vergleicht man Parrhesia mit den zwei Bänden «Gott in Welt», die zum 60. Geburtstag von Karl Rahner erschienen, so wird der Unterschied offenbar. Denn, Parrhesia ist bereits Stellungnahme zur Theologie Barths, da und dort sogar Kritik. «Gott in Welt» hingegen trägt Studien aus den theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Spezialgebieten zusammen ohne Stellungnahme und ohne Kritik. Nun: in 20 Jahren wird es vielleicht möglich sein, eine «Parrhesia» auch zu Karl Rahner erscheinen zu lassen.

Ob man Parrhesia mit «fröhliche Zuversicht», oder mit «freie, unerschrock-

kene Rede» widergibt, beides trifft auf Barth zu, der die Theologie eine fröhliche Wissenschaft nennt und mit seinem freien Wort schon so manchen heilsamen Schock auslöste. Man denke nur an seinen «Römerbrief», oder an seine Äußerungen zu religiösen und politischen Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart. Das Buch läßt erkennen, daß es im theologischen Schaffen Barths eine beharrliche und konsequente Kontinuität, aber auch die Diskontinuität gibt. Barth selber hat schon in seiner «Kirchlichen Dogmatik» nicht nur Formulierungen, sondern auch Grundsätze seines «Römerbrief» widerrufen (Vgl. Parrhesia Seite 174).

Diskontinuität gibt es bei Barth wohl auch in seiner Haltung gegenüber der katholischen Kirche (Seiten 598—616). Im Jahre 1932 schrieb Barth an Prof. Wobbermin:

«Ich will es Ihnen sagen: darum werde ich scharf, weil ich in Sachen Katholizismus keinen Spaß verstehe. Ich meine einigermaßen zu wissen, was Katholizismus ist, und meine mir Mühe geben zu sollen, es immer besser zu wissen. Ich halte ihn für einen unheimlich starken und tiefen, letztlich für den einzigen wirklich ernst zu nehmenden Gesprächspartner der evangelischen Theologie. Ich halte den Idealismus und die Anthroposophie und die völkische Religion und die

Gottlosenbewegung für Kindereien, gemessen an diesem Gegner.» (Seite 603).

Aus diesen Worten läßt sich ablesen, daß Barth einer der ersten protestantischen Theologen war, der den Katholizismus ernst nahm. Heute will scheinen, als sähe Barth in der katholischen Kirche nicht mehr den Gesprächspartner, sondern den Gesprächspartner. Grund für dieses Neuverständnis ist sicher, daß katholische Theologen wie U. v. Balthasar, Küng und Bouillard sich sehr eingehend mit der Theologie Barths befaßten und ihn da und dort besser zu verstehen scheinen, als der Altmeister Barth von manchen seiner Kollegen verstanden wird. Es wäre nur zu wünschen, daß man sich protestantischerseits ebenso intensiv und objektiv mit katholischer Theologie befassen würde. Hierbei sollte aber beiderseits vermieden werden, daß man an katholischen und protestantischen Aussagen, Formulierungen, Thesen oder Dogmen solange herumdeutelt bis eine gewisse Konvergenz erreicht ist. So manche Aussagen Barths über Gemeinde und Kirche könnten genau so gut in einem Konzilsdokument stehen: Die in der Predigt angesprochene Gemeinde ist qualitativ mehr und etwas anderes als die Summe der in ihr versammelten Individuen (Seite 414). In ihrem unsichtbaren Sein als wirkliche Kirche, als pneumatische Wirklichkeit ist die Kirche als die irdisch-geschichtliche Existenzform Jesu Christi zu beschreiben, als die Gemeinschaft derer, die nicht nur in Christo sind, sondern sich auch als¹⁴ Christo Seiende erkennen, be- kennen und betätigen (Seite 420).

Wenn Foley (Seite 603) vermutet, es könnte zwischen Barth und der katholischen Theologie «heimliche Identität», oder «gemeinsame Wurzeln» geben, so beruht allfällige Identität nicht auf einem Mißverständnis der eigenen oder Barths Position, sondern in der gemeinsamen Wurzel beider Positionen, in der Bibel. Man muß Barth nämlich zustehen, daß er das Wort Gottes stehen läßt, wie es steht und sich ihm wirklich unterstellt, ob das, was da gesagt wird in eine Schule hineinpaßt oder nicht. Barth lehnt Bultmanns Entmythologisierung entschieden ab, weil er offensichtlich erkannte, daß durch die Bultmann-Methode jener Liberalismus und Rationalismus wieder in die Theologie einziehen möchten, gegen die Barth von Anfang an bis heute zu Felde gezogen ist, was wahrscheinlich sein Hauptverdienst bleiben wird. Durch die Entmythologisierung halten Liberalismus und Rationalismus wieder Einzug in die protestantische Theologie, und zwar diesmal nicht als philosophische Systeme

* Parrhesia. Karl Barth zum achtzigsten Geburtstag. Herausgegeben von E. Busch, Jürgen Fangmeier und Max Geiger. Zürich, EVZ-Verlag, 1966. 723 Seiten.

me, sondern subtil getarnt als wissenschaftliche Methode und Hermeneutik. Es war nicht ganz grundlos, daß Barth auch unsere Kirche warnte vor «katholischen Bultmännern». Ehrlich und hart muß man sich heute fragen: wer ist nun eigentlich Diener am Wort, wo ist das sola Scriptura, wer stellt sich über das Wort? Die katholische Kirche, Barth oder Bultmann? Man wird zugeben müssen, daß sich im Verlauf von bald 2000 Jahren christlicher Geschichte, Bibelwissenschaft und Theologie noch nie ein katholischer Theologe, geschweige die katholische Kirche derart gefährlich «über das Wort stellte und hermachte», wie es Bultmann tut.

Worin Barth sich gleichbleib, ist die konsequente und gar leidenschaftliche Ablehnung der natürlichen Gotteserkenntnis und Theologie (Seiten 321 bis 345). Ein Grund für diese Haltung, die biblisch nicht ohne weiteres einsichtig ist, könnte darin liegen, daß Barth den katholischen Standpunkt falsch sieht, wenn er meint, der Katholik sehe in der natürlichen Gotteserkenntnis und Theologie eine Disposition für den Glauben, für die Rechtfertigung und für die Gnade, oder gar deren Ersatz. Das wäre allerdings Naturalismus und von der Kirche als Häresie verurteilter Pelagianismus. Vielleicht weiß sich Barth aber auch dem lutherischen Pessimismus von der total korrupten und zu nichts natürlich Gutem fähigen Menschennatur zu sehr verpflichtet. Die Skeptik gegenüber der natürlichen Erkenntnis brachte Barth schon 1923 in Gegensatz zu Harnack (Seiten 11 bis 49). Barth lehnte schon damals auch die Geschichte als Quelle der religiösen

Erkenntnis ab. Er bestritt, daß die historische Methode für die Begründung des Glaubens konstitutive Bedeutung habe. Barth mußte es deshalb hinnehmen, daß er von einem Historiker wie Harnack als wissenschaftlicher Theologe nicht mehr ernst genommen wurde (Seite 14), obwohl Barth als Student in Berlin für die Vorlesung Harnacks begeistert war. Konsequenter ging aber Barth seinen Weg weiter, den er als Pfarrer von Safenwil in einem Brief vom 11. November 1918 an Thurneysen schon angedeutet hatte: «Hätten wir doch früher uns zur Bibel bekehrt, damit wir jetzt festen Grund unter den Füßen hätten! Man brüht abwechselnd über der Zeitung und dem Neuen Testament und sieht eigentlich furchtbar wenig von dem organischen Zusammenhang beider Welten, von dem man jetzt deutlich und kräftig sollte Zeugnis geben können.» (Seite 408). Viel später (Kirchliche Dogmatik 1/2, 404) erkannte Barth, daß in Harnacks Versuch Religion und Kultur miteinander in Übereinstimmung zu bringen nicht Gott, sondern der Mensch zum Mittelpunkt der Theologie geworden war.

Wenn man die Abhandlung von Hirsch «Glauben — Wissen und Wirklichen» (Seiten 346—365), in der Bultmann und Barth gegenübergestellt werden, liest, so kann man sich des Eindruckes nicht verwehren, daß Glaube und Rechtfertigung doch nur juridische Akte sind. Jesus Christus ist der für uns Gott erkennende, der glaubende und gerechtfertigte Mensch (vgl. Seite 332). Sind wir aber wirklich schon gerechtfertigt und im Heil, wenn wir von der in Christus geschehenen Erlösung Kenntnis nehmen? Um die Rechtfertigung

sola fide rein zu halten von allen Werken und Verdiensten, trennt Barth das Glauben und das, was notwendig als Glaubensvollzug und christliches Handeln ihm folgt, immer schärfer. Er lehnt zwar einen vom Leben getrennten theoretischen Glauben ab und sagt sogar: ob etwas wirklicher Glaube sei, hänge von den Konsequenzen ab (Seite 352 f). Es gelingt Barth durch seine Unterscheidung von (rechtfertigendem) Glauben und Glaubensvollzug selbst die sublimste Vermutung auszuschalten, als habe der Mensch irgend ein Verdienst an seinem Heil. Dies einzusehen ist auch für jeden Katholiken wichtig. Glauben ist Gnade, nicht Verdienst, alles am Glauben ist Gnade, auch das Heil aus dem Glauben ist Gnade. Dennoch sind es nicht Gott, nicht Christus, nicht der Heilige Geist, nicht die Gnade, die glauben, sondern der Mensch glaubt und muß glauben zu seinem Heil (Mk 16, 16), daß der Mensch aber glaubt, ist Gnade, denn Gott ist immer der Ersthandelnde. Selbst Hirsch, ein protestantischer Theologe, vermutet, daß die Unterscheidung und Trennung von Glauben und Handeln auf Kosten der Einheit des Glaubensaktes geht (Seite 353). Mir will scheinen, diese Unterscheidung und Trennung sei nicht biblisch. Das Glauben, das Christus lehrt und fordert, sei es der Wunder-, Aussage- oder Personenglaube, läßt sich nicht trennen vom Glaubensvollzug, der we-

«Priester vor Hitlers Tribunalen»

«Dieses Buch wurde geschrieben in tiefer Dankbarkeit und Ehrfurcht vor Gott und den Blutzeugen der Kirche, die im Kampf gegen die «Mächte der Finsternis» ihr Leben als Opfer angeboten haben — für uns, die Lebendigen!» Dieser Satz steht zu Beginn des einleitenden Vorwortes zum erschütternden Tatsachenbericht, den Benedicta Maria Kempner auf beinahe 500 Seiten zusammengetragen hat*. Die Verfasserin stammt aus Württemberg und bildete sich zuerst in ihrer Heimat als Sozialarbeiterin und Soziologin aus. Während des zweiten Weltkrieges war sie in den USA Mitarbeiterin an dem geheimen «Migration project» des damaligen nordamerikanischen Präsidenten Franklin Roosevelt. Auf Grund ihrer langjährigen Tätigkeit und ihrer jährlichen Besuche in Rom sowie den Gesprächen mit zahlreichen Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens entschloß sie sich, den unter der Schreckensherrschaft Hitlers zu Tode gemarterten Priestern ein Denkmal zu schaffen. Viele und zeitraubende Vorarbeiten waren zu diesem Zwecke nötig. Die staatlichen Archive Deutschlands und anderer

europäischer Länder wurden nach einschlägigen Materialien untersucht. Dazu kamen auch die kirchlichen Archive der einzelnen Bistümer und der Orden.

Aus den gesammelten Materialien hat die Verfasserin 131 Fälle erstmals der Öffentlichkeit vorgelegt. Sie werden in alphabetischer Reihenfolge angeführt. Zu jedem einzelnen Fall wurden die Akten dokumentarisch ermittelt. Unter den 131 Opfern finden wir Priester und Ordensleute aus dem damaligen Dritten Reich, sowie den Ländern, die von Hitlers Truppen annektiert oder besetzt waren: Belgien, Frankreich, Italien, Österreich, Tschechoslowakei und Polen. Auffallend zahlreich waren die Tiroler. An ihrer Spitze steht Provikar Dr. Carl Lampert aus Innsbruck. Er war der höchste Geistliche an Rang und Ansehen aus dem österreichischen Klerus, den Hitlers Schergen hingerichtet haben. Er wurde am 13. November 1944 in Halle a. d. S. enthauptet. Ein Großteil der Opfer des NS-Regimes wurde durch Denunzianten angezeigt. Dabei spielten oft Spitzel eine traurige Rolle. Die Begründung des Urteils ist meist im Wortlaut angegeben. Die angeführten Gründe lassen sich heute leicht als Verleumdungen erkennen.

Unter den Opfern begegnen wir sogar zwei Ordensschwwestern. Die eine, Helene Kafka von den Hartmannschwwestern, hatte 20 Jahre als erste Operationsschwester im Krankenhaus Mödling bei Wien

gewirkt. Sie wurde von einem SS-Arzt wegen eines «Soldatenliedes», das sie gegen die braunen Unterdrücker gedichtet hatte, angezeigt. Wegen «Hochverrats» wurde die mutige Ordensfrau am 30. März 1943 durch das Fallbeil hingerichtet. Die zweite Nonne war eine Belgierin. Das über sie wegen Spionage verhängte Todesurteil wurde in eine Freiheitsstrafe von acht Jahren Zuchthaus umgewandelt. Als einzige Überlebende der 131 Opfer wirkt diese Schwester noch heute in Löwen. Soweit sich aus den dokumentarischen Berichten feststellen läßt, erreichten die meisten dieser Hingerichteten eine derartige innere Reife, die sie zuletzt auch zum Martyrium befähigte. Von ihrer heroischen seelischen Größe zeugen die Abschiedsbriefe und die Berichte der Augenzeugen, die der Hinrichtung beiwohnten.

Die Verfasserin verdient unsern Dank, daß sie die mühevollen Vorarbeiten nicht scheute, damit sie dieses zeitgenössische Martyrologium schreiben konnte. Die junge Generation hat diese traurige Zeit nicht mehr miterlebt, und andere, die sie mitmachten, schweigen darüber. Darum möchten wir diesen Tatsachenbericht vor allem in die Hände der Religionslehrer aber auch sonst des Klerus wünschen. Er zeugt mehr als lange Abhandlungen von der ungebrochenen Vitalität der Kirche in einer der schwierigsten Etappen der Neuzeit. Johann Baptist Villiger

* Kempner, Benedicta Maria, *Priester vor Hitlers Tribunalen*, München, Rütten und Loening Verlag, 1966, 496 Seiten.

sentlich in der Christusgefolgschaft besteht. Christusbefolgung und Glaubensgehorsam gehören zum biblischen Heilsglauben, zum rechtfertigenden Glauben als Ganzem. Der paulinische Glaubensgehorsam (vgl. Röm 1, 5; 15, 19; 16, 26) ist nur aus Gnade möglich, also nicht menschliches Verdienst. Glaubensgehorsam ist aber nicht zur Kenntnisnahme und nicht nur Lippenbekenntnis, sondern eine personale Tat des Menschen, oder nach Paulus: glauben mit dem

Herzen (Röm 10, 8—10). Selbstverständlich ist es niemandem verwehrt, in der lebendigen Fülle und umfassenden Wirklichkeit des biblischen Glaubens verschiedene Schichten zu suchen. Sowohl Barth als Bultmann greifen hierbei zu Formulierungen und Distinktionen, die an Subtilität jenen der vielgeschmähten Scholastik nicht nachstehen, aber vielleicht deren Klarheit vermissen lassen.

Dr. P. Thomas Kreider OSB, Mariastein

sein Denken von der Wahrheit ablenken, sein Gewissensurteil trüben und sein äußeres Verhalten kollektivistisch gleichschalten. Die Seelsorgearbeit wird durch die gottlose Atmosphäre außerhalb des Gotteshauses oft wirkungslos gemacht¹⁵.

Wie oft hört man diese Klagen: «Kaum treten die Kinder in diese Berufsschule, so werden sie ganz anders; kaum gehen die jungen Menschen in jene Fabrik, in jenes Dorf, so werden sie im Glauben gleichgültig . . .» Warum denn das? Sind sie in jener Schule, in jener Fabrik, in jenem Büro, in jener Umgebung plötzlich schlechter geworden? Keineswegs! Aber die Umwelt ist schlecht gewesen und war stärker als der Durchschnittsmensch.

Also auch der Christ wird durch diesen «Sitz im Leben» beeinflusst und oft genug gefährdet.

3. Nun aber ist die heutige Umwelt, in der unsere Christen leben, oft ziemlich entchristlicht und entkirchlicht

Die gesellschaftlichen Strukturen waren einst christlich und arbeiteten ständig für uns, ob der Hirte wachte oder schlief. Die Lebensordnung war besser als der einzelne, und so konnte dieser immer wieder genesen. Das war die Wohltat der christlichen Öffentlichkeit. Sie ist dahin. In der Jetztzeit ist die Öffentlichkeit heidnischer als das Individuum, so wird es von dort her immer wieder angesteckt. Betriebe, Publikationsmittel, Bildungs- und Vergnügungstätten, das Gerede, all diese «Mächte» arbeiten vielfach gegen uns bei Tag und Nacht¹⁶. Auch in ganz traditionsgebundenen katholischen Gegenden wird die Situation immer ernster. Die Gotteshäuser sind zwar noch katholisch. Das Lebensmilieu und das öffentliche Leben hingegen sind bis zu einem gewissen Grade entchristlicht oder nur noch christlich übertüncht. Der christliche Gesellschaftseinfluß wird auch dort fühlbar immer schwächer. Und sich an den Zahlen der Kirchenbesucher zu berauschen, widerspricht dem Glauben und der Hirtenliebe, wenn der Lebensraum sich zusehends entchristlicht.

⁹ V. Schurr, Seelsorge in einer neuen Welt (Salzburg 1957), S. 60 f.

¹⁰ Schurr, in: Seelsorge zwischen gestern und morgen, herausgegeben von A. Fischer, Freiburg 1961, S. 147.

¹¹ Schurr, in: Seelsorge zwischen . . . S. 147 f.

¹² Schurr, Konstruktive Seelsorge (Freiburg i. Br. 1962), S. 80.

¹³ Schurr, in: Seelsorge zwischen . . . S. 145.

¹⁴ Boulard, Premiers itinéraires d'une sociologie religieuse (Paris 1954), S. 30.

¹⁵ G. Ermecke, in: Seelsorge zwischen . . . S. 68.

¹⁶ Schurr, in: Seelsorge zwischen, S. 146; Seelsorge in . . . S. 59 f.

Volksmision und missionarische Gemeinschaftsseelsorge

(Fortsetzung)

II.

Neue Dimension in bezug auf das Ziel

(Milieu-Mission)

Viele Pfarrer und Missionare betrachten als höchstes Ziel des Heildienstes im allgemeinen und der Volksmision im besondern die Bekehrung der Einzelmenschen: Rette deine Seele. Und diese Priester haben gewiß recht. Aber müssen nicht gerade um des Einzelnen willen auch die Umwelt und ihre Mentalität verchristlicht werden, denn jeder wird doch zutiefst durch das Milieu beeinflusst und geprägt. Deshalb hat Pater Schurr, der unermüdete Verfechter der Umwelt-Pastoral, diesen markanten Satz schreiben können: «Nicht nur die Seelen, auch ihr Lebenselement, die Umwelt, muß verchristlicht werden. Das ist die große Wende in der heutigen Heilsorge»⁹. Das Wissen um die Bedeutung der Umwelt und ihrer Strukturen ist noch viel zu wenig in unsere seelsorgliche Praxis eingegangen.

Die nachfolgenden Aussagen stammen hauptsächlich von Schurr, Boulard, Kriech, Greinacher und Motte.

Zuerst ein paar klärende Worte zum «Milieu-Begriff».

— *Etymologisch* hat der Ausdruck räumliche Bedeutung. Es ist der «medius locus», der Mittelpunkt, die Mitte; dann das, was um die Mitte herum liegt: der Umkreis, die Um-Welt.

— *Dem Inhalt nach* verstehen wir heute unter «Milieu» oder «Umwelt» die Gesamtheit der Faktoren in der Umgebung eines Menschen, die in Form bewußter oder unbewußter Erlebnisse auf ihn einwirken, auf die er aber auch gestaltend zurückwirkt (= Interdependenz)¹⁰.

In dieser Definition von Pater Schurr ist ausgesprochen, daß Person und Umwelt sich gegenseitig bedingen. Der Mensch formt sein Milieu und das Milieu formt den Menschen; der Christ hat Macht auf sein Milieu und das Milieu hat Macht auf den Christen.

A. MACHT DES MILIEUS AUF DEN CHRISTEN

1. Der Mensch ist von seiner Umwelt nicht zu trennen

Der konkrete Mensch ist stets «Mensch in der Welt»¹¹. Er hängt in seiner Gesinnung und Verhaltensweise weitgehend vom Milieu ab. Trotz seiner Freiheit lebt er gewöhnlich so wie seine Umwelt ihn beeinflusst¹².

Und dieses Lebenselement zwingt dem Menschen eine *Mentalität* auf, welche ihrerseits Triebfeder seiner Handlungen und Verhaltensweise sein wird. Der Mensch denkt meist nicht anders als seine Fabrik, seine Berufskollegen, seine Lieblingszeitung usw. Das Kind schon nimmt die Gepflogenheiten seiner eigenen Familie und seiner Umgebung an.

2. *Der Durchschnitts-Mensch (und -Christ) ist dem Druck des Milieus für gewöhnlich und auf die Dauer nicht gewachsen, sondern ist ihm sozusagen ausgeliefert*

«Die Mehrzahl der Leute richtet sich bis zu 90 und mehr Prozent nach den Anschauungen und dem Benehmen ihrer Umwelt. Das Volk denkt durch Ansteckung»¹³. Auch der Christ wird selbstverständlich durch sein Milieu, in dem er lebt, geprägt. Der Druck der Öffentlichkeit ist oft mächtiger als die Gesinnungen, ja sogar als der Glaube sehr vieler Christen. Boulard sagt: «Ein Mann vom Lande zwischen Brest und Angers hält sein Ostern; zwischen Angers und Nancy hält er es — mit wenigen Ausnahmen — nicht. Ich sage 'ein Mann'; man könnte auch sagen 'derselbe Mann'. Wenn man ihn in eine andere Gegend versetzt, ändert er ziemlich schnell sein religiöses Verhalten»¹⁴.

Es ist bekannt, wie die öffentliche Meinung, die Berufsarbeit, die Vermassung durch gewisse Zeitungen den Menschen in seinem Seelenleben verwirren,